

# Beilage VII : Eröffnungsrede zur 80. ordentlichen Schulsynode in Zürich

Autor(en): **Vetter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bericht über die Verhandlungen der Zürcherischen Schulsynode**

Band (Jahr): **80 (1913)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-743889>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Eröffnungsrede

zur

## 80. ordentlichen Schulsynode in Zürich

Montag den 22. September 1913.

Von Prof. Dr. Vetter.

---

Hochgeehrte Versammlung!

Als wir vor Jahresfrist in dem schönen Rütli tagten, da lag trotz der herrlichen Herbstsonne das Gefühl ängstlicher Erwartung über uns Allen. Auch die Zuversichtlichen sahen der Abstimmung des 29. Septembers nicht mit absolut sieghaftem Vertrauen entgegen, während die geborenen Schwarzseher das Schlimmste ahnten.

Der Abend des auf die Tagung folgenden Sonntags löste die Spannung bei Allen in herzliche Freude auf. Diejenigen, die dem Zürchervolke das Beste zutrauten, behielten Recht: mit 48,000 gegen 25,000 entschied es sich dafür, der Schule die größten Opfer zu bringen, die es mit seinen finanziellen Kräften zu leisten im Stande ist. An dem Tage, da die katholische Kirche den siegreichen Erzengel Michael zu feiern pflegt, hatte auch bei uns das Licht den Sieg über finstere Mächte davongetragen.

Wir können die heutige Tagung nicht würdiger beginnen als mit dem aufrichtigsten Danke gegenüber allen denjenigen, die unserer Sache zum glücklichen Aus-

gange geholfen, dem herzlichen Danke gegenüber dem Zürchervolke, seinen Behörden und insbesondere auch gegenüber den vielen wackern Männern, die mit Wort und Schrift für die schwerwiegende Neuerung eingetreten sind. Und keine Geringschätzung darf uns denen gegenüber beherrschen, die nicht auf unserer Seite gestanden. Nicht Feindschaft gegen die Schule hat sie zum Neinsagen geführt, sondern die schwere Sorge um die Finanzen unseres, mit so vielen und wichtigen Aufgaben belasteten kleinen Staatswesens. Der Michaelistag des Jahres 1912 soll einer der Marksteine in der Entwicklung unseres zürcherischen Schulwesens sein! Die Lehrerschaft weiß, womit sie auf dieses Zutrauensvotum aller wohlwollenden Mitbürger zu antworten hat.

Die achtzigste Versammlung der zürcherischen Schulsynode, zu der wir heute zusammentreten, findet auf einem Boden statt, der meines Wissens noch nie Ort unserer Tagung gewesen ist.

Vor den Toren der Stadt gelegen, war er die Zufluchtsstätte von Unglücklichen, denen die menschliche Gesellschaft ängstlich aus dem Wege ging. Aber er war auch der Schauplatz des traurigen Kampfes, der den noch nicht hundertjährigen Bund Zürichs mit den Eidgenossen schändete. Abhängigkeit und Geringschätzung waren durch lange Jahrhunderte sein Loos, bis eine neue Zeit mit neuen Anschauungen glücklichen Umschwung brachte. Ein Wachstum, wie wir es nur in der neuen Welt zu beobachten gewohnt sind, hat sich hier entfaltet; mit unermüdlicher Energie haben fähige und weitsichtige Männer ein neues Gemeinwesen zu organisieren verstanden, das sich als wichtiger Teil der werdenden Großstadt Zürich anschließen konnte, aber auch auf dem engeren eigenen Gebiete zu schaffen nicht müde wurde.

Solcher Energie verdanken wir den würdigen Bau, den uns die Kirchenpflege Außersihl für unsere heutige

Versammlung so freundlich überläßt, und in dem ich Sie willkommen heißen darf zu ernster Beratung. Willkommen seien vor Allem die Vertreter des hohen Erziehungsrates, willkommen die Repräsentanten der Schulbehörden und der Kirchenpflege, willkommen aber insbesondere Sie Alle verehrte Kollegen und Kolleginnen, die Sie hoffentlich Alle von diesen wenigen Stunden geistiger Anregung und persönlichen Verkehrs voll angenehmer Eindrücke an ihre gewohnte Arbeit zurückkehren werden. —

Alte und schöne Tradition gestattet dem Vorsitzenden der Synode, in seinem Eröffnungsworte irgend eine Frage kurz zu erörtern, die ihm besonders am Herzen liegt. Und ich mache in freier Weise von diesem Rechte Gebrauch, indem ich ein Problem berühre, das vielleicht nicht in engster Beziehung zu Schule und Unterricht zu stehen scheint, das aber zum mindesten der Beachtung jedes Lehrers und jedes Schweizerbürgers wert ist.

Gerade hier, wo Heimat und Fremde, Alteingesessener und neuer Ankömmling sich so eigenartig berühren und vermischen wie nur noch an ganz wenigen Orten unseres Vaterlandes, drängt sich dem, der den Blick auch nach den kommenden Dingen zu richten gewohnt ist, die Frage auf, ob wir mit der Behandlung der Einwanderer auf richtiger Bahn uns befinden, oder ob wir nicht vielmehr mit einem gewissen leichtfertigen Vertrauen den Geschicken ihren Lauf lassen und uns damit trösten, es werde eine künftige Generation die Schwierigkeiten, die wir ihr als Erbe hinterlassen, schon zu überwinden wissen.

Immerhin kennen wir Alle das «Ausländerproblem» oder die Frage von der «Ueberfremdung der Schweiz». Versammlungen und Tagespresse haben sich oft genug damit beschäftigt; Kommissionen und Abgeordnete ha-

ben darüber Ratschlag gehalten, doch nur der Optimist darf die Behauptung wagen, wir seien der Lösung schon nahe gekommen. Wenn von  $3\frac{3}{4}$  Millionen Einwohnern weit über eine halbe Million (565,296) Ausländer in unserm Vaterlande sind, oder wenn im Laufe eines einzigen Jahrzehnts der Prozentsatz der Fremden von  $11\frac{1}{2}\%$  auf über 15% der Totalbevölkerung angestiegen ist, so wird sich doch auch der Sorglose fragen müssen, wohin wir bei solcher Entwicklung gelangen werden.

Vergegenwärtigt man sich aber gar die Lage in den besonders exponierten Gegenden, wie Genf, das  $41\frac{1}{2}\%$  Fremde beherbergt, oder Baselstadt mit 38% Ausländern und unsern Kanton Zürich, in welchem die halbe Million Einwohner zu einem Fünftel (102,904) aus Nichtschweizern besteht, so kann man wohl nicht länger mit leeren Redensarten sich beruhigen.

Unsere Aufgabe kann es nicht sein, die schwierigen staatsrechtlichen Fragen, die sich von allen Seiten erheben, lösen zu wollen: das müssen wir den hiezu berufenen Instanzen überlassen. Aber wohl dürfen wir bei aller Anerkennung der großen Schwierigkeiten den Wunsch aussprechen, daß das Problem mit mehr Energie und Temperament als bisher angefaßt werde und daß man den Männern, die ihre Zeit und Geisteskraft der Frage zu opfern bereit sind, bessere Unterstützung und Förderung ihrer Arbeit zu Teil werden lasse.

In unserm Kreise wollen wir nur Umschau halten, ob nicht auch der Lehrerstand hier eine Aufgabe zu erfüllen habe, die vielleicht bisher nicht richtig erfaßt worden sein könnte.

Ein Vorwurf ist ja bereits der Schule gegenüber erhoben worden, doch haben wir es nicht allzu schwer, uns diesem gegenüber zu verteidigen. Schuld der Schule soll es sein, «daß unser Volk in so weitgehendem Maaße der Freude an der Handarbeit entfremdet worden ist»

(Dr. C. A. Schmid, im Zürcher Jahrbuch für Gemeinnützigkeit, 1911, Seite 5). Gewiß, aber nicht etwa Schuld der zürcherischen oder schweizerischen Schule allein, sondern einer kurzsichtigen Pädagogik im allgemeinen. Man hat den Wert des bloßen Wissens überschätzt und die Tätigkeit mit der Hand nicht genügend gefördert. Sobald man aber den begangenen Fehler einsah, hat man bei uns mit mindestens ebenso viel Eifer wie anderswo das Versäumte wieder gutzumachen versucht und zumal in unsern städtischen Anstalten dem Handarbeitsunterricht alle Pflege angedeihen lassen.

Ist übrigens der harte Vorwurf wirklich berechtigt? Hat denn nicht die Einführung und Vervollkommnung der Maschine eine weit größere Schuld am Rückgange der Freude an der Handarbeit? Hat sie nicht der Handarbeit ganz gewaltige Gebiete entzogen? Erst die letzten Jahrzehnte und eine von England ausgehende, von John Ruskin, William Morris und ihren Anhängern ins Leben gerufene Bewegung hat uns den Wert der durch die Hand ausgeübten Leistung wieder richtig einschätzen lassen.

In den Zeiten der Verachtung der Handarbeit war es gerade unsere Schule, die den unternehmenden jungen Schweizer zum Kampfe um's Dasein vortrefflich ausrüstete und ihm jene Kenntnisse und wohl auch jenen Wagemut vermittelte, die ihn fern von der Heimat in so manchem Wettlaufe Sieger werden ließen.

Die Schule wird nicht aufhören, ängstlich auf alles zu achten, was die Veränderungen in unserer Kultur mit sich bringen, damit sie stets bereit sei, den jungen Menschen mit allem vertraut zu machen, was ihm Glück und Gedeihen bringen kann.

Daß damit die Fremdenfrage in der Schweiz gelöst werde, wird Niemand glauben. Der Wandertrieb liegt uns im Blute und die beste Ausrüstung zum Daseins-

kampfe wird uns nicht im lieben Vaterlande unter allen Umständen festzuhalten vermögen.

Wir müssen die Frage vielmehr so stellen: «Was können wir tun, um den Eingewanderten zu einem guten Schweizer zu machen?» Den Vereinigten Staaten Nordamerika's gelingt es in merkwürdiger Weise, in den Immigranten den Wunsch zu wecken, so rasch als möglich das neue Bürgerrecht zu erwerben. Selbst der begeistertste Franzose und der stolzeste Deutsche widerstehen der Verlockung nicht. Von dem, was die Gesetzgebung dabei tut und was wir nicht ohne Weiteres nachahmen können, sei hier nicht gesprochen, so wichtig zweifellos diese Dinge sind. Hat aber nicht auch die amerikanische Schule gewisse Verdienste dabei, die für uns vorbildlich sein könnten?

Jahrzehnte sind vergangen, seit ich als eifriger Beobachter in amerikanischen Volksschulen gestanden. Manches hat sich seither natürlich verändert; aber gewisse Methoden dürften auch heute noch ihren Wert nicht verloren haben.

Vor Allem ist es die Geschichtskunde, die mir in lebhafter Erinnerung geblieben ist. Ich rede nicht dem Chauvinismus das Wort, wie er in der Neuen Welt da und dort gepflegt wird, wohl aber jener praktischen Art, wie von einsichtigen Lehrern und Lehrerinnen (ich hebe das besonders hervor) die Vaterlandskunde geboten wird. Wir sind in Allem viel zu viel Theoretiker und glauben, ohne gediegene Grundlagen den Schüler in keinem Fache fördern zu können. Der Amerikaner geht direkt auf's Ziel los und kümmert sich wenig darum, ob für das Verständnis alles fein säuberlich präpariert sei. Er macht den Schülern die Einrichtungen des Staates an praktischen Beispielen klar und läßt ihn nachher selbst die Theorie daraus arbeiten.

Wo haben Sie bis in die allerjüngste Zeit in einer

schweizerischen Volksschule je der Wahl und Konstituierung einer Behörde beiwohnen können, wie ich es schon vor mehr als 30 Jahren in den Schulen der Vereinigten Staaten getan? Man glaube nur ja nicht, daß solche Experimente bloße Spielerei seien oder erst mit jungen Leuten von 18 und 20 Jahren erfolgreich gemacht werden dürfen. Schon der Zehnjährige ist für Derartiges empfänglich und wird, wenn die Anleitung eine geschickte ist, nach verschiedenen Richtungen daraus Gewinn ziehen können.

Die Rechte und gewiß auch die Pflichten des Bürgers werden dem jungen Amerikaner viel früher zum Bewußtsein gebracht, als es bei uns zu geschehen pflegt. Das Gefühl, die eigene Tüchtigkeit öffne ihm den Weg zu jeder Stellung im Leben, wie hoch sie auch sein möge, stählt drüben den Schüler weit mehr als bei uns, wo sich Anschauungen, die von jenseits unserer Grenzen stammen und die der Protektion und dem glücklichen Zufall viel zu viel Bedeutung beilegen, unter der Jugend so leicht festsetzen.

Ich gebe gerne zu, daß jetzt einsichtige Lehrer auch gar Manches in die Schule einführen, was den Geist eines gesunden Selbstbewußtseins fördert und schon den Knaben verstehen lehrt, was für einen köstlichen Schatz er an unsern demokratischen Staatseinrichtungen besitzt. Aber im Allgemeinen begnügt man sich doch auch heute noch damit, dem jungen Manne auf die Rekrutenprüfung ein paar theoretische Begriffe beizubringen, die er nach wenigen Wochen mit so viel anderem Ballast wieder über Bord wirft. Wie wollen Sie anders die so bedauerliche Teilnahmslosigkeit unserer Jungmannschaft am öffentlichen Leben erklären? Und wenn das am eigenen Holze geschieht, wie können Sie erwarten, daß der Fremde sich für unser Staatswesen begeistere?

Und eine weitere Aufgabe kann die Schule bei der



Beseitigung der Fremdengefahr übernehmen. Unser Patriotismus ist in unserem Bewußtsein oft ein so kostbares Ding, daß wir glauben, kein Anderer, dessen Wiege nicht auf Schweizerboden gestanden, sei je im Stande, dem Vaterlande so treu zu dienen wie wir. Wie rasch sind wir bereit, geringschätzig vom Neubürger zu reden! Wie gerne machen wir uns über den Unglücklichen lustig, dessen Kehllaute nicht ebenso kräftig sind wie die unsrigen! Und was wir Erwachsene tun, das lernt die Jugend mit Lust. Da kann die Schule noch viel Gutes wirken, um dem heranwachsenden Geschlechte das Gefühl beizubringen, daß nicht die Geburt, sondern Gesinnung und Tüchtigkeit den rechten Schweizer ausmachen. Haben wir je in unserer obersten Exekutive einen Mann gehabt, der erst in reifen Jahren in unser Land gekommen, wie in Amerika der hochangesehene Staatsmann und Minister des Innern Karl Schurz? Wie würden wir alle über den Eindringling schreien!

Wie schroffer Widerspruch klingt es, und doch wissen wir Alle, es ist wahr: bei allem kleinlichen und engherzigen Patriotismus lebt in uns Schweizern ein ganz lächerlicher Respekt vor dem, was aus der Fremde kommt. Wir lassen uns von Phrasen und Redensarten imponieren, bewundern mit offenem Munde ausländische Einrichtungen und glauben Besonderes zu leisten, wenn wir nachäffen, was irgend ein seichter Schwätzer uns anpreist.

Hier dürfen wir noch weit mehr Vaterlandsliebe entfalten; hier muß auch die Schule arbeiten, jenen ächten Stolz auf das Einheimische in der Jugend zu pflanzen, der sich nicht von fremden Irrlichtern täuschen läßt.

Was besitzen wir nicht allein schon in unserer Schule, die von unten bis oben dem Aermsten zugänglich ist, für einen kostbaren Schatz, den kein Land in der Welt in solcher Vollständigkeit aufzuweisen vermag! Sie

Alle wissen, wie sich unsere Volksschule des Geringsten getreulich annimmt, ohne zu fragen, was er uns im Leben einmal für Dank wissen wird. Ich kann aus jüngster Erfahrung bezeugen, wie der Ausländer staunt, wenn er vernimmt, daß die kleine Schweiz ihre oberste Lehranstalt in einer Weise ausstattet, die selbst von mächtigen und reichen Staaten nicht übertroffen wird. Dürfen wir nicht mit wohlbegründetem Stolze auf unser kleines Heer hinweisen, nicht freudig der erlangten Rechtseinheit gedenken und all der Errungenschaften der letzten Jahrzehnte bis auf die Kranken- und Unfallversicherung?

**Das Alles darf schon die Volksschule in kluger Weise hervorheben und auch dem jungen Ausländer zeigen, daß er bei uns eine Heimat finden kann, die keiner andern nachsteht, vor keinem Vergleiche sich zu fürchten braucht.**

Und wäre es so verkehrt, schließlich den Schüler auch darauf hinzuweisen, was Schweizer Tatkraft und Schweizer Unternehmungslust im Auslande gelten? Ihm zu sagen, daß schweizerische Herkunft oft allein schon ein guter Empfehlungsbrief ist? Die  $\frac{3}{4}$  Million Schweizer, die über den ganzen Erdball verstreut ist, hat uns eine Macht und ein Ansehen verliehen, deren wir wohl auch bei guter Gelegenheit vor der Jugend gedenken dürfen.

Ich bilde mir nicht ein, dem Lehrer damit von einer Aufgabe zu sprechen, die ihm neu und bisher unbekannt wäre. Aber ich möchte ihn aufmuntern, in dieser Richtung vielleicht noch eifriger und energischer zu wirken als bisher und mit dem klaren Bewußtsein, daß er auf diesem Wege dazu beitragen kann, eine drohende Gefahr von unserm Vaterlande abzuwenden.

Dabei vergesse ich keineswegs, was die Schule heute schon ohne alles Geräusch zur Assimilierung der fremden

Elemente beiträgt. Ich sehe sie vor mir, jene fleißigen Lehrer und Lehrerinnen, die sich bemühen, die kleinen Kinder italienischer oder gar russischer und tschechischer Zunge mit unsern heimischen Lauten vertraut zu machen; ich weiß, wie man in Zürich und anderswo die älteren schulpflichtigen Kinder fremder Sprache, die man unmöglich mit den Kleinsten auf eine Schulbank setzen kann, in unser Idiom einzuführen bestrebt ist. All das wird gewiß seine guten Früchte tragen.

Nur in der treuen Mitarbeit bei der Lösung eines sehr schwierigen Problems möchte ich unsere Lehrerschaft bestärken, ihr vor Augen halten, daß auch auf diesem Gebiete das Vaterland auf ihre Hilfe rechnet. Den Leitenden des Staates aber dürfen wir wohl an's Herz legen, uns nun endlich nach so vielen Worten auch Taten sehen zu lassen. Jedes Jahr bringt neue Scharen von Fremdlingen, die in unserm Lande Arbeit suchen und finden. Bald wird kein Stamm der Welt mehr sein, der nicht in der Schweiz seine Vertreter hätte, sogar der chinesische Kuli (das ist durchaus keine Uebertreibung) ist im Anzuge. Daher heißt es alles Ernstes handeln, bevor es zu spät ist.

Mit diesen abseits liegenden, hoffentlich aber doch nicht ganz unzeitgemäßen Betrachtungen erkläre ich die achtzigste ordentliche Schulsynode des Kantons Zürich für eröffnet.

---